

Neues afrikanisches Tagebuch

A New African Diary

(18. 6. – 30. 7. 2007)

Teil III: Im Schatten des Kilimanjaro

Kifaru Lodge und Makoa Farm

(16. - 30. 7. 2007)

Hartmut Porzig



Blick auf den Kilimanjaro im Abendlicht

Der Flug von Nairobi zum Kilimandjaro International Airport bei Arusha dauert nur eine knappe Stunde. Aber mit dem Blick auf den Kilimanjaro im Abendlicht mit seiner Schneekappe bot er trotzdem ein spektakuläres Schauspiel.

Bei der Landung war es schon ziemlich dämmerig und die Aussicht auf die Suche nach meinem Quartier im Stockdunkeln und in einer völlig fremden Stadt schien mir nicht wirklich vielversprechend. Als ich endlich durch die Passkontrolle gelangt war stellte sich ziemlich bald heraus, dass der in meinem Führer erwähnte Shuttle-Bus nach Arusha nur bei gewissen Flügen zum Einsatz kommt (wahrscheinlich nur bei dem KLM Flug von Amsterdam) aber natürlich nicht bei meinem bescheidenen Flug von Nairobi. Ich war also auf eines der teuren offiziellen Taxis angewiesen und verfluchte meinen Geiz, der mich seinerzeit gehindert hatte, auf das freundliche Angebot des Bishop's Guest House einzugehen, mir ein etwas günstigeres Taxi an den Flughafen zu schicken.

Es war zwar nicht schwer einen freundlichen Fahrer zu finden, aber leider hatte er von meinem Quartier noch nie etwas gehört und fragte erst einmal ‚Welcher Bischof?‘ Da war ich nun mit meinem Latein am Ende, denn die Idee, dass es in Arusha mehrere Bischöfe geben könnte (alle mit Gästehäusern?) traf mich völlig unvorbereitet. Allerdings hatte ich schon vorher die auf meiner Reservation angegebene Adresse des ‚Guest house‘ auf dem Stadtplan halbwegs lokalisieren können. Als ich meinem Fahrer andeutete, wo in etwa sich dieses religiöse Zentrum liegen könnte, da leuchtete sein Gesicht auf und wenigstens die Spezies des Bischofs schien dadurch geklärt. Erstmal holperten wir aber auf schlecht beleuchteten und unbefestigten Strassen durch eine Gegend am Rand von Arusha bis wir tatsächlich vor dem Tor eines wohlthätigen Organisation (‚Compassion Center‘) standen, das uns ein Wächter zögernd öffnete. Ein Gästehaus hatte es dort aber nicht und erst nach einigem Suchen fanden wir in einem Büro eine freundliche Dame, die sofort zu uns ins Taxi stieg und uns an den richtigen Ort lotste, der spontan wirklich nicht so leicht zu finden war. Während der ganzen Zeit blieb der Taxifahrer unerschütterlich an meiner Seite und erst als er ganz sicher war, dass er mich am richtigen Ort abgeliefert hatte, machte er sich wieder auf die Socken. In Afrika wird eben niemand schnell ungeduldig.

Inzwischen hatte sich auch der Hausmeister des Gästehauses eingefunden, in freundlicher Masai, der sich als Isaya vorstellte und mir ein schönes grosses Zimmer mit Bad en suite anwies. Es gab insgesamt drei Zimmer, die zusammen um eine grosse Selbstversorgerküche angeordnet waren. Ich war aber offensichtlich der einzige Gast und hatte alle Einrichtungen für mich allein.

Am nächsten Morgen war ich gerade erst mit meinem Tee fertig als der freundliche Masai wieder auftauchte und sich zu einem langen, und wegen der Sprachprobleme etwas mühsamen Palaver bei mir niederliess. Es ging vor allem um die Probleme der Masai mit der Moderne und warum es so schwierig wäre Masaieltern zu überzeugen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, wo sie z.B. Englisch lernen könnten, so wie er. Das Hauptproblem ist offenbar, ähnlich wie bei den Hima in Namibia, dass die Eltern, wahrscheinlich zu Recht, befürchten, dass ihre Kinder nach der Schule nicht mehr in ihrer alten Dorfgemeinschaft leben wollten, sondern versuchen, in der Stadt irgend einen Job zu bekommen. Isaya fand seine Stammesgenossen offenbar ziemlich rückständig und meinte ohne Schule hätten die Kinder keine Zukunft. Wie dem auch sei, die traditionelle Kultur der Masai ist sicher extrem gefährdet. Währenddessen tauchte noch eine Frau auf, die offenbar die Zimmer in Ordnung bringen sollte und ich konnte meine bescheidene Rechnung (umgerechnet knapp 35 CHF) und das Trinkgeld bezahlen.

Anschliessend liess es sich Isaya nicht nehmen, mich noch ins Stadtzentrum zu begleiten und mir den Weg zu dem Safari-Unternehmen (Fortes) zu erklären, wo ich mein gemietetes Auto in Empfang nehmen wollte. Die Entfernungsangaben waren aber so vage, dass ich nach langer Lauferei und weiteren Erkundigungen schliesslich doch ein Taxi nehmen musste, das mich für 4000 TSh ganz ans andere Ende der Stadt brachte, wo ich nach einiger weiterer Lauferei das Safaribüro schliesslich an der Ausfallstrasse nach Nairobi fand. Die Leute dort waren einigermassen nett und akzeptierten auch meine Kreditkarte, wenn auch mit 7% Aufschlag und vermieteten mir einen schon ziemlich betagten Landrover in der Kurzversion, an dessen Handhabung ich mich erst gewöhnen musste. Vor allem die schwergängige Lenkung ohne Servo machte mir mit meinem lädierten Arm einige Mühe. Als erste Orientierungsaufgabe musste ich meine Herberge wiederfinden in der ich mein ganzes Gepäck hatte stehen lassen. Aber nach nur zwei Abstechern in die falsche Richtung fand ich meine Herberge samt Gepäck wieder, belud meinen Landrover und machte mich auf die Suche nach dem Ort Karatu in dessen Nähe mein nächstes Ziel, Kifura Lodge, liegen sollte.



Mein braver alter Landrover, Version kurz

Zuerst ging es auf einer ziemlich guten Asphaltstrasse Richtung Lake Manyara, von der dann irgendwann eine kleinere Strasse in die ‚Crater Highlands‘ abbiegen sollte. Zunächst fuhr man durch eine fast ebene und trotz der noch nicht lange zurückliegenden Regenzeit ausgedörrte Steppe mit einigen Maisfeldern und Viehherden der Masai, die, in eine Staubwolke gehüllt nach etwas fressbarem suchten (die Herden, nicht die Masai). Etwas später veränderte sich die Landschaft und ging in eine Dornbuschsteppe und lichten Wald über, der jetzt im Winter kahl stand. Wild war kaum zu sehen, nur an einem Ort spazierten plötzlich zwei grosse Strausse höchstens zwei Meter neben der Strasse. Am Abzweig nach Keratu wurde mit einem grossen Schild auf den Ngorogoro-Krater hingewiesen und die Strasse erwies sich überraschend als funkelneue, völlig schlaglochfreie Prachtsallee. In der Nähe des Lake Manyara wurde die Vegetation mit einem Male tropisch üppig und mitten darin lag ein belebter Ort voller Andenkenläden und Touristen. Kurz dahinter stieg die Strasse steil in eine recht kahle und trockene bergige Gegend an. Am höchsten Punkt gab es eine Aussichtsplattform und ein prächtiges WC, fast kam man sich vor wie mitten in Europa. Der Blick zurück auf den See war zwar eindrucksvoll, aber viel zu diesig für ein passables Foto.



Auf dem Weg nach Karatu. Blick auf Lake Manyana im Dunst

Da sich mein Benzin bedenklich dem Ende zuneigte, war ich froh, plötzlich in der Mitte von Nirgendwo eine ebenfalls neue Tankstelle zu finden, die aber zu meinem Leidwesen nur Diesel vorrätig hatte, während mein alter Landrover nur Benzin schluckte, das aber massenweise. Trotzdem war an ein Weiterfahren nicht zu denken, weil der Motor sich strikt weigerte wieder anzuspringen. Binnen kurzem standen alle Bewohner der Tankstelle laut dikutierend um mein Auto herum und gaben wahrscheinlich gute Ratschläge, die ich aber mangels Sprachkenntnissen nicht verstand. Der Tankwart sprach aber ein wenig Englisch und erbot sich einen Mechaniker anzurufen, der versuchen würde per Ferndiagnose zu helfen oder sonst auch persönlich kommen könnte. Auch der Inhalt dieses Gespräches blieb mir verborgen. Er musste aber etwas von Benzinpumpe gesagt haben, denn einer fing an die Handbedienung dieser Pumpe in Gang zu setzen (sowas gab es tatsächlich bei diesem Modell) und, siehe da, beim nächsten Startversuch sprang der Motor wieder an. Sehr erleichtert verabschiedete ich mich mit einem Trinkgeld fuhr frohgemut weiter nach Karatu. Der Ort erwies sich als recht hübsch in einem Landwirtschaftsgebiet gelegenes typisches afrikanisches Strassendorf. Die Strasse läuft immer wie auf einem Damm und ist von den Häusern rechts und links durch ziemlich tiefe Gräben getrennt. Damit Leute, Kinder und Vieh die Durchgangsstrasse lebend überqueren können sind in kurzen Abständen Schwellen im Belag integriert, die so steil und hoch sind, dass auch der fetteste Geländewagen vorsichtig darüber steuern muss und sich Schilder für Geschwindigkeitsbegrenzungen erübrigen.

Als ich schliesslich jemanden nach dem Weg zur Kifura Lodge fragte, wollten sofort wieder zwei junge Burschen mitfahren, um mir den Weg zu zeigen. Es stellte sich aber heraus, dass kaum 200 m nach dem Ort schon ein Wegweiser auf die richtige Abfahrt hinwies, sodass ich die Dienste meiner Begleiter zu deren Enttäuschung nicht mehr weiter in Anspruch nehmen musste. Der Weg führte durch fruchtbare Gärten zu einer Art Zollstation wo eine Gebühr und der Eintrag in ein Besucherbuch fällig war und danach steil in die Berge durch riesige Kaffeepflanzungen und immer üppigere Vegetation zur Lodge inmitten grosser Bäume auf einer Hügelkuppe. Es war eine traumhaft schöne Anlage mit einer Reihe malerischer Chalets

verstreut in einem tropischen Park. Ich wurde von einer ausserordentlich freundlichen Dame in Empfang genommen, die sich als Schweizerin aus Bremgarten bei Bern herausstellte, deren Bruder offenbar ganz in der Nähe von Wohlen, in Oberdettigen, lebte. Ich bekam ein komfortables Zimmer in einem der Chalets, von dem ich sicher war, dass es sich wohltuend auf meinen malträtierten Brustkorb auswirken würde.



Blick von der Kifura Lodge auf Karatu in der Ferne

Auf der Homepage der Lodge war noch eine romantische Geschichte zu lesen gewesen von einer deutschen Schauspielerin oder Sängerin, die zu Pferd aus Südafrika bis hierher geritten sei und sich dann hier für dauernd als Gastgeberin niedergelassen hätte. Es wurde auch davon geschwärmt was alles für Unternehmungen (inklusive Ausritte in die wirklich herrliche Umgebung) von hier aus durchgeführt werden könnten. Aber alle diese Geschichten stellten sich ziemlich bald als Schnee von gestern heraus. Die Schweizerin, eine erfahrene ‚Afrikanerin‘ und ihr Mann hatten vor einigen Monaten notfallmässig die Verwaltung der Lodge übernommen, die offenbar der gleichen Firma gehört, die auch die Kaffeeplantage betreibt. Sie waren heilfroh, den laufenden Betrieb aufrecht erhalten zu können (die Lodge ist nämlich mit 20 Gästen aus aller Herren Länder praktisch voll belegt), fühlten sich aber ausserstande, auch noch zusätzliche Aktivitäten anzubieten. Das erwies sich im folgenden als erheblicher Nachteil. Eigentlich hatte ich nämlich die Gelegenheit wahrnehmen wollen und einen Ausflug zum berühmten Ngorogoro Krater unternehmen wollen. Rein theoretisch kann man das zwar auch alleine machen und dann vor Ort einen Führer anheuern. Aber das kostet alles zusammen wenigstens 250 \$. Normalerweise organisieren die umliegenden Lodges solche Ausflüge für kleine Gruppen, die sich die Kosten dann teilen können. Meine netten Gastgeber rieten mir deshalb am nächsten Tag an zwei Orten in Karatu zu fragen, ob ich mich einer solchen Gruppe anschliessen könnte. Aber dort hielt sich die Begeisterung in engen Grenzen. Jedenfalls machten sie mir keine grossen Hoffnungen kurzfristig einen Platz zu finden.

Nach einem Erholungstag bei strömendem Regen (der sich allerdings auf die Bergkuppen beschränkte) entschloss ich mich deshalb auf eigene Faust zum Krater zu fahren und mich

darauf zu beschränken vom Kraterrand in die Tiefe zu schauen. Die richtig hohen Kosten werden nämlich erst fällig, wenn man auf einem der wenigen fahrbaren Wege in die Ebene hinunterfahren will, die sich im Inneren des Kraters ausbreitet und den immensen Tierreichtum bewundern möchte. Jetzt war ich heilfroh um meinen Geländewagen, sonst wäre ich jetzt vollkommen blockiert gewesen. Als ich morgens gegen halb 9h losfuhr war es noch ziemlich neblig, aber schon in Karatu schien die Sonne durch die Wolken. Die vornehme neue Strasse führte bis zum Eingang der Ngorogoro Conservation Area, wo an einem grossen Tor ziemlich Betrieb herrschte und die Gebühren fällig wurden. Die Fahrt zum Kraterrand gab es schon für 50 \$ plus 10'000 TSh pro Fahrzeug, allerdings wurden nur Geländewagen auf die recht abenteuerliche Naturstrasse gelassen. Fast nur Fahrzeuge von Safariunternehmen warteten auf Permits, private gab es ausser mir kaum.



Wegweiser auf dem Kraterrand des Ngorogoro

Die feuchten Winde, die den Regen bringen, kommen hier von Osten, vom Indischen Ozean. Deshalb ist der Osthang des Kraterberges, durch den die Zugangsstrasse führt, mit dichtem Urwald bedeckt. Oben auf dem Kraterrand sah man überhaupt nichts, selbst der Urwald auf beiden Seiten verdämmerte im dichten Nebel. Die Strasse erwies sich zwar als nicht katastrophal, aber als so wellig, dass ich mit knapp 30 km/h darüber schleichen musste. Mit taten die armen Touristen leid, die von ihren Fahrern mit den maximal erlaubten 50 km/h über die Piste gejagt wurden. Da ein fahrbarer Weg fast um den ganzen Kraterrand herumführt, beschloss ich nach Westen zu fahren in der Hoffnung, auf der trockneren Seite weniger Nebel und einen besseren Blick in die Tiefe zu finden. Aus gutem Grund sind dort auch die meisten der vornehmen und sündhaft teuren Lodges angesiedelt. Auf dem Ostrand gibt es nur eine einzige, ziemlich weit im Norden. Tatsächlich lichtet sich der Nebel nach einiger Zeit und der Wald ging in eine trockene Savannenlandschaft über, in der Masaihirten ihr Vieh weiden. Nur auf den Boden des Kraters dürfen sie mit ihren Herden nicht. Schliesslich erreichte ich eine Art Pass, die auf meiner Karte als ‚Windy Gap‘ bezeichnet wurde. Von hier aus führt eine Strasse hinunter in den Krater und eine andere weiter nach Nordwesten in die Serengeti. Auf einem Aussichtspunkt nahe bei der Strasse hatten sich eine ganze Menge junger Massai versammelt die allen Touristen irgend etwas verkaufen wollten. Ich liess mich schliesslich breitschlagen, einem von ihnen eine 2£ Münze in Schillinge zu tauschen, weil mir natürlich klar war, dass

Münzgeld hier nirgendwo zum Wechseln angenommen wird und deshalb für ihn komplett wertlos ist.



Der Urwald auf der feuchten Ostseite des Kraters

Unten im Krater sah man trotz des diesigen Wetters ausser den Staubfahnen der zahlreichen Safarifahrzeuge schon mit blossen Auge Wildtierherden, die sich von den Autos nicht beeindrucken liessen. Vom östlichen Kraterrand fliessen eine ganze Menge Wasserläufe in die Ebene auf dem Kratergrund und bilden dort kurze Flüsse und Wasserflächen.



Blick vom Kraterrand in die Tiefe des Ngorogoro

Auf Grund des reichlichen Wassers von der Ostseite gedeiht natürlich die Weide dort unten hervorragend und es ist kein Wunder, dass dieses eigentlich kleine Gebiet (ungefähr 17 x 20

km) so ein beispielloser Anziehungspunkt für die grossen Pflanzenfresser und die dazugehörigen Raubtiere ist.

Sobald die Jungen merkten, dass ich nicht hinunterfahren wollte, sondern mich auf den Weg zurück zum östlichen Rand machte, baten sie sofort um einen Lift zu ihrem Dorf. Zwei rasch entschlossene Jungen liess ich einsteigen. Um ein Haar hätte ich wieder die gesamte Dorfjugend im Auto gehabt. Immerhin bewährten sich die beiden unterwegs beim Vertreiben des Viehs, das immer wieder die Strasse blockierte. Inzwischen hatte ich auch auf der Ostseite der Nebel gelichtet und von verschiedenen Punkten hatte man einen eindrucksvollen Blick in die Tiefe des Kraters und auf den noch recht gut gefüllten See. Die dunklen Körper der Büffel und Gnus heben sich deutlich vom graubraunen Steppengras ab. Zum Schluss fuhr ich noch mehr als 10 km am Ostrand entlang.



Das Denkmal für Vater und Sohn Grzimek an der Kraterstrasse

Aber hier wehten immer noch Nebelschwaden durch den Wald mit riesigen flechtenbehangenen Bäumen, so dass ich schliesslich wieder umdrehte und vorbei am Denkmal für Vater und Sohn Grzimek zurück zum Eingang fuhr. Michael Grzimek war hier in der Nähe bei Dreharbeiten zu

einem Film über die Tierwanderungen in der Serengeti mit dem Flugzeug tödlich verunglückt. Beide hatten sich grosse Verdienste um den Schutz der Tierwelt der Serengeti und die Einrichtung des Nationalparks erworben, der heute neben dem Kilimanjaro das bedeutendste touristische Zentrum im Norden von Tansania bildet.

Zurück in Kifaru genoss ich einen letzten gemütlichen Abend in der gastliche Lodge und startete am Morgen rechtzeitig um mein Auto vor 12h in Arusha abgeben zu können. Sonst hätte ich einen weiteren Tag bezahlen müssen. Die schweizerische Gastgeberin verabschiedete mich herzlich und erzählte mir noch vom Unglück einer holländischen Reisegruppe, die sich auf dem Parkplatz auch gerade zur Abreise parat machte. Sie hatte offenbar von ihrer Safariunternehmung einen etwas seltsamen ‚Führer‘ zugeteilt bekommen. Sie waren jedenfalls von ihm im Kleinbus mehr oder weniger wortlos durch die Serengeti geschaukelt worden, ohne dass er irgendwelche Erklärungen hätte abgeben können oder wollen. Zum Schluss hatten sie sich noch verspätet und aus Angst, des Tor des Parks nicht mehr vorm Eindunkeln und damit vor der nächtlichen Schliessung zu erreichen, war er mit ihnen im Affenkaracho die holprige Strasse vom Kraterrand heruntergefahren und hatte sie fast in Todesangst versetzt. In der Lodge war es dann deshalb zu einem Streit zwischen der Gruppe und dem Fahrer gekommen, der sich daraufhin entfernt hatte und die Gruppe im Ungewissen liess, ob er jemals wieder auftauchen würde. Es ist offenbar recht leicht in die Hände von wenig hilfreichen Safari-Veranstaltern zu fallen, vor allem wenn man keine Zeit oder keine Möglichkeit hat, sich vor Ort über die Unternehmer zu erkundigen.

Bei der Rückfahrt nach Aruscha ging alles glatt. Ich lieferte bei Fortes mein Auto ab und ich konnte mit den Leuten der Makoa-Farm telefonieren, meiner nächsten Station, und sie bitten, mich in Arusha abzuholen. Wir vereinbarten ein Treffen um 13h vor dem Kibo Palace Hotel. Allerdings ging bei Fortes dann alles so schnell, dass ich schon gegen 11h30 mit allem Gepäck dort vor dem noblen Hotelportal stand.



Mein Freund der Masai Isaya aus des ‚Bishops Guesthouse‘. Obwohl er ausgerüstet war wie für eine Skitour war es keineswegs kalt.

Nach kurzer Zeit wurde mir aber klar, dass ich dort nicht so stehen bleiben konnte weil ich binnen kurzem ins Zentrum der allgemeinen Aufmerksamkeit rückte. Kümmerliche Alte erklärten mir ihre Leiden und baten um Almosen; der Taxifahrer, der mich seinerzeit vom Flugplatz zum ‚Guesthouse‘ transportiert hatte, erinnerte sich an mich und wollte mich

irgendwohin fahren und schliesslich kam noch mein Freund der Masai Isaya, der Hausmeister von Bishops Guesthouse, der gerade dabei war eine mehrwöchige Reise in sein Heimatdorf anzutreten. Schliesslich bat ich den Hotelpförtner, mein Gepäck in seinem Pförtnerhäuschen eine Weile aufzubewahren, damit ich wenigstens noch ein wenig ungestört in der Stadt herumschlendern konnte. Übermässig viel zu sehen gibt es in Arusha allerdings nicht. Immerhin gab es ein Postamt, wo man wunderschöne Briefmarken kaufen konnte. In Afrika leisten sich die ärmsten Länder die eindrucksvollsten Marken, aber in kaum einem hat sich die segensreiche Erfindung des Briefkastens durchgesetzt. Gegen eins war ich wieder beim Hotel, löste mein Gepäck mit einem Trinkgeld aus und hoffte darauf, bald von meinen Gastgebern aus Makoa abgeholt zu werden bevor sich wieder alle meine alten Bekannten um mich versammelten. Nach einer Weile tauchte tatsächlich ein vornehmer Geländewagen mit einem überaus herzlichen weissen Fahrer auf, der mich wie den verlorenen Sohn einlud. Der Fahrer entpuppte sich als Laszlo der männliche Teil des Ehepaares, das die Makoa-Farm bewirtschaftet. Laszlo ist eigentlich Tierarzt und wer immer zwischen Arusha und Moshi ein hilfsbedürftiges Wildtier findet meldet sich bei ihm. Viele hat er auf der Farm wieder gesund gepflegt und weil längst nicht alle wieder ausgewildert werden konnten hat er jetzt einen halben zoologischen Garten. Auch jetzt sollte erst noch ein Ort aufgesucht werden, wo angeblich elternlose Bushpigferkel Hilfe brauchten. Zusammen mit einem schwarzen Führer kurvten wir mehr als anderthalb Stunden durch Dörfer und unendliche Ansammlungen von Gewächshäusern, in denen eine holländische Firma Blumen züchtet, ohne die gesuchten Bushpigs zu finden. Offenbar waren die Adressen- ebenso wie die Entfernungsangaben afrikanisch vage gewesen. Laszlo steckte voller afrikanischer Anekdoten, die er auf Deutsch besser als auf Englisch lebhaft erzählen konnte, was die Fahrt trotz allem recht kurzweilig machte. Schliesslich wurde beschlossen umzukehren, den Führer in Arusha abzusetzen und die Makoa-Farm anzusteuern. Es war schon gegen fünf als wir dort ankamen, ein idyllischer Ort malerisch auf einem Bergrücken zwischen zwei Flüssen gelegen. Ein Grossteil der Fläche wird von einer Kaffeeplantage eingenommen, die aber jetzt offenbar nur noch einen verhältnismässig kleinen Teil des wirtschaftlichen Ertrags liefert. Einen weitaus grösseren Teil liefern die Gäste der verschiedenen Reitsafaris. Am Abend gab es ein gemeinsames Dinner mit den anderen Gästen. Eine der prospektiven Safariteilnehmer, eine ältere amerikanische Dame, war am Nachmittag bereits bei einem Ritt auf der Farm abgestürzt als ihr Pferd plötzlich scheute und hatte sich unglücklicherweise das Steissbein so geprellt dass sie vorläufig nur als Autopassagier an der Safari würde teilnehmen können.



Abladen der Pferde am Startpunkt der Safari

Am nächsten Tag mussten zunächst noch weitere Gäste vom Flughafen abgeholt werden bevor gegen Mittag zunächst die Pferde mit dem Transporter und die Reiter im Personenwagen zum Ausgangspunkt des Rittes speditiert wurden. An einer Wegekreuzung im Wald nahe bei einem Dorf wurden die Pferde unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung ausgeladen. Wie fast immer in Afrika scharten sich binnen kurzem eine grosse Zahl von Kindern aller Altersklassen um uns und begleiteten die Startvorbereitungen mit grossem Geschrei. Ich war immer wieder verblüfft woher in so kurzer Zeit eine derartige Masse von Kindern zusammenströmen konnte. Aber auch in den Dörfern trifft man fast nur auf Kinder und Frauen, alte Leute und auch arbeitsfähige Männer sieht man verhältnismässig selten. Später haben wir erlebt wie die kleinen Gestalten uns oft über weite Strecken unermüdlich hinterhergerannt sind und sich selbst im Galopp nicht ohne weiteres abhängen liessen.



Überall
massenweise
Zuschauer

Der Ritt führte durch eine wunderschöne Landschaft am Südwesthang des Kilimanjaro, teilweise durch Urwald, meist aber über Landwirtschaftsland über zahllose Bäche und Kanäle bis wir schliesslich beim ehemaligen Gästehaus einer Farm ankamen, wo wir übernachten sollten. Auf den Feldern wird Weizen, Seaflower (eine Art Distel aus deren Früchten Öl gewonnen wird), Bohnen, Sonnenblumen und Mais angebaut. Teilweise hat es grosse Parzellen, die zu den Farmen gehören, die seit einiger Zeit wieder in ausländischem Besitz oder zumindest ausländischer Pacht sein dürfen. Daneben hat es viele kleine Parzellen und überraschend viel von Unkraut überwuchertes Brachland. Zur Zeit von Nyerere waren alle Plantagen rings um den Kilimanjaro verstaatlicht worden, mit der Idee, sie als Kooperativen von den einheimischen Dorfbewohnern und Landarbeitern bewirtschaften zu lassen. Diese Kooperativen funktionierten aber mehr schlecht als recht, die alten Farmgebäude verfielen und das Land verbuschte. Die ehemaligen Farmarbeiter wurden einfach sich selbst überlassen und wohnen jetzt mitsamt ihren zahllosen Kindern in enorm kümmerlichen Behausungen und leben von dem Ertrag winziger selbst bebauter Parzellen ohne jedes zusätzliche Einkommen. Inwieweit diese Selbstgenügsamkeit ein erzwungenes oder freiwilliges Schicksal spiegelt ist schwer zu sagen, aber traditionell scheint alle Aktivität, die über die nackte Subsistenzwirtschaft hinausgeht nicht sehr populär zu sein. Lazlo unterhielt uns unterwegs mit Geschichten aus dem tansanischen Alltag, die fast alle von grotesker Inkompetenz oder

komischen Missverständnissen zwischen Weissen und Schwarzen handelten. Er erzählte sie aber so humor- und verständnisvoll, dass man ahnte was dazugehört, hier zu überleben und von den Einheimischen akzeptiert und auch respektiert zu werden. Auch die Makoa-Farm war zur Nyererezeit an eine benachbarten Dorfgemeinschaft gefallen, die sie vor einigen Jahren nach langen Verhandlungen an Lazlo und Elisabeth verpachtet hat.



Verfallende Häuser der ehemaligen Farmarbeiter



Typisches Feld der Subsistenzwirtschaft. Zwischen den vereinzelt wachsenden Maisstauden wachsen meist Bohnen.

Praktisch in allen Gangarten konnte man am langen Zügel reiten. Die Pferde gehen ohne Gebiss nur mit einer Art Hackamore, sodass die Einwirkungsmöglichkeiten ohnehin beschränkt sind. So beeindruckend unproblematisch die Zäumung war so kompliziert war die Sattlung. Im Bemühen maximalen Komfort für den Reiter mit optimalem Schutz vor Satteldruck zu kombinieren resultierten zahlreiche Schichten unter und über dem eigentlichen Sattel und diverse Befestigungsriemen, die permanentes Nachgurten erforderten. Natürlich war es für den Reiter unmöglich das vom Pferd aus selbst zu erledigen. Es brauchte immer wieder Hilfestellung von einem der freundlichen dienstbaren Geister. Inzwischen habe ich auf meinen

Reisen wirklich viele verschiedene Sattelungssysteme kennengelernt, aber das hier war mit Abstand das unpraktischste.



Typische
Steppenland-
schaft im
Westen des
Kilimanjaro

In unserer Gruppe ritten ausser aus mir selbst als Gäste nur noch eine Amerikanerin, die offenbar in Kalifornien Rennpferde züchtete. Schliesslich gab es noch die Amerikanerin aus Cleveland mit der Steissbeinprellung, die aber nicht als Reiterin in Erscheinung trat. Zu Pferde begleitet wurden wir von Lazlo und Elisabeth unseren beiden ausserordentlich sympathischen Gastgebern und von zwei bis drei der Volontärinnen, die auf der Farm und bei den Pferden jeweils für einige Wochen oder Monate freiwillig halfen. Sie kamen aus allen möglichen Berufen: Eine orthopädische Chirurgin aus Deutschland, eine Kunststudentin aus England und ein deutsches Mädchen, das gerade erst aus der Schule gekommen war. Morgen sollten allerdings noch zwei weitere Gäste zu uns stossen. Zusammen mit einheimischen Helfern hatten die Volontärinnen das etwas verwahrloste Gästehaus wieder wohnlich hergerichtet, die Wände frisch gestrichen und die Kunststudentin hatte sogar noch ein attraktives Wandbild beigesteuert. Mein Schlafraum hatte als einziger einen offenen Kamin, den jemand aus dem Support-Team angesichts des kühlen Abends auch tatsächlich in Gang setzte. Die künstlerisch begabte Volontärin malte übrigens nicht nur, sondern sie besass auch sehr konkrete Erfahrungen mit dem tansanischen Ausbildungssystem. Sie hatte, auch als Freiwillige, einige Zeit als Lehrerin an tansanischen Schulen unterrichtet und steckte voller, nicht immer lustiger, Geschichten aus dem Schulalltag. Trotz der obligatorischen Schulpflicht bleibt oft das Ausbildungsniveau aus Mangel an gut ausgebildeten Lehrern und dem fast völligen Fehlen der nötigen Hilfsmittel wie Bücher, Hefte oder Anschauungsmaterial ziemlich dürftig. Sie fand es besonders frustrierend wie die Lernbegeisterung der Kinder oft an völlig insuffizienten Lehrpersonen abprallte. Didaktische Kenntnisse fehlen offenbar bei den meisten Lehrern fast völlig. Bei aller Entwicklungshilfe ist es irgendwie unvorstellbar, wie wenig Ressourcen für ein halbwegs effizientes Erziehungssystem aufgewendet werden. Man mag sich gar nicht vorzustellen, wieviel hier erreicht werden könnte, wenn schon nur das Spendengeld, das jetzt in den Bau unzähliger Sektenkirchen fliesst, in die Lehrerbildung investiert würde. Es sind die gleichen Probleme wie ich sie auch von den Leuten in Malawi gehört hatte und ich wunderte mich, ob von ausländischen Geldgebern nicht wenigstens mal der Versuch gemacht worden ist, den Regierungen dieser Länder bei einer Reform des Primarschulsystems und besonders der Lehrerausbildung zu helfen.

Am nächsten Tag ritten wir in einem grossen Bogen durch die Kilimanjaro Forest Reserve, urtümlichen Urwald am Osthang des Berges, auf der Suche nach den dekorativen Colobus-Affen, die dort lebten. Der Wald begann übergangslos direkt hinter den letzten Maisfeldern und präsentierte sich wie ein richtiger Urwald aus dem Bilderbuch: Dämmeriges Licht, wild durcheinander wuchernde Bäume, alle mit Schlingpflanzen überwuchert. In früheren Jahren hatte man nicht im Farmhaus sondern in einem Camp auf einer Lichtung mitten im Wald mit den Reitgästen übernachtet. Aber den nächtlichen Urwald und seine Geräusche empfanden viele Leute offenbar weniger romantisch als unheimlich und so wurde jetzt erstmals in einem festen Haus Station gemacht. Die Affen sind ziemlich grosse schwarz-weiße Tiere mit einem markanten buschigen Schwanz und einem ausdrucksvollen Gesicht. Sie zeigten sich allerdings erst ganz am Ende unseres Urwaldrittes hoch oben in den Baumkronen, wo sie zwar elegant herumturnten, man aber von unten fast nur ihre eindrucksvollen Schwänze sah.

Der Rückweg führte uns durch eines der heruntergekommenen Dörfer der ehemaligen Farmarbeiter, wo sich sofort mindestens 50 Kinder allen Alters hinter uns sammelten, manche kaum achtjährige Mädchen noch mit ihren kleinsten Geschwistern auf dem Rücken. Sie liefen mit grossem Geschrei hinter uns her und probierten dabei wahllos sämtliche englischen Brocken aus, die ihnen in den Sinn kamen: Bye, bye; good morning; what's your name; my name is; give me money. Die ganz Schlaun brüllten: Give me all your money! Sie hielten enorm lange durch und selbst als wir trabten und galoppierten blieb uns noch eine kleinere Gruppe zäh auf den Fersen, sicher mehr als 10 km weit. Das schien uns ein bemerkenswerter sportlicher Eignungstest für Lauftalente zu sein.

Als wir zu unserem Farmhaus zurückkamen trafen wir dort die neuen Gäste, zwei junge englische Studenten. Dem Mädchen hatten die Eltern zu ihrem 20. Geburtstag eine fünfwöchige Afrikareise geschenkt. Bevor sie jetzt nach Makoa gekommen waren hatten sie schon eine Reise durch Ruanda und Uganda hinter sich (inklusive Berggorillas). Anschliessend wollten sie noch zum Ngorogoro, in die Serengeti, nach Kenia und nach Sansibar.



Begegnung mit
Elen-Antilopen,
.....

Am folgenden Tag wurde ein neues Camp bezogen, das auf der Südwestseite des Kilimanjaro in der Dornbuschsteppe unter malerischen Schirmakazien lag. Am Morgen vor dem Abritt zeigte es sich, dass Deborah, die Amerikanerin mit der Steissbeinprellung, immer noch nicht

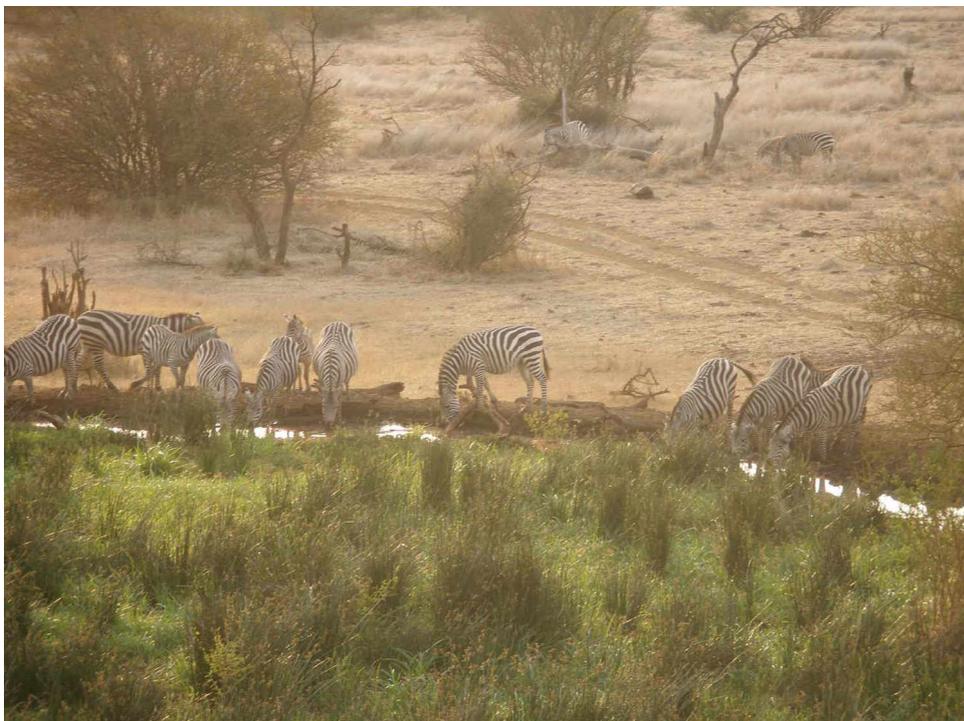
reiten konnte und deshalb im Begleitfahrzeug unterkam. Unterwegs wurde auch klar, dass die beiden Engländer trotz ihrer perfekten Ausrüstung keine besonders geübten Reiter waren. Deshalb wurde der Weg in zwei getrennten Gruppen in Angriff genommen. Lazlo, Ellen, die Rennpferdezüchterin, und ich zusammen mit Christiane der deutschen Orthopädin und Volontärin auf einer längeren Strecke, während Elisabeth zusammen mit der englischen Volontärin und den beiden Studenten eine kürzeren Parcours in Angriff nahm. Als erstes stiessen wir auf einen Landstreifen auf dem das beliebte Airstrip-Rennen ausgetragen werden konnte. Mein freundlicher Fuchs erwies sich als bemerkenswert schnell, wenn ich auch Lazlo nicht entholen konnte. Anschliessend ging es durch knochentrockene Savanne, ohne dass wir viel Wild gesehen hätten, bis wir auf ein Auto stiessen in dem Deb zusammen mit zwei Rangern unterwegs war und uns von den vielen Tieren vorschwärmte, die sie schon gesehen hatte. Wir hatten uns bisher mit einer Phyton, die wir schwimmend in einem Wasserlauf gesehen hatten, zufrieden geben müssen. Aber kurz nach dem Treffen mit Deb kamen wir plötzlich in ein Gebiet mit enorm vielen Wildtieren. Elefanten, Giraffen, Zebras, Elen und Impala weideten friedlich zusammen und nahmen von uns nur am Rande Notiz. Auch eine Gruppe von Elefanten, an die wir ziemlich nahe herankamen, liessen sich von uns nicht weiter beunruhigen.



...und Giraffen

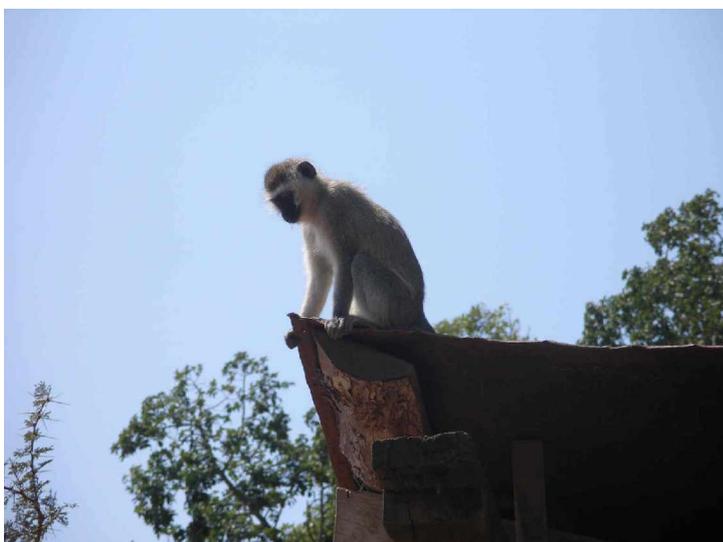
Gegen 16h erreichten wir schliesslich das schön zwischen lichten alten Bäumen gelegene Camp noch bevor es ganz aufgebaut war. Im letzten Moment war nämlich der ursprünglich mit den Besitzern vereinbarte Lagerplatz plötzlich nicht mehr verfügbar und die Mannschaft konnte das Lager erst mit Verspätung an einem anderen Platz einrichten. In den Bäumen um uns herum wohnten wohnten Baboons und Velvet monkeys, die sich aber durchaus ordentlich benahmten. Die Pferde wurden etwa 15 min zu Fuss entfernt in den ummauerten Stallungen einer ehemaligen Farm untergebracht. Am Abend vor Sonnenuntergang wanderten wir zusammen zu einer Wasserstelle, bei der ein recht komfortables Baumhaus errichtet worden war, von dem aus man die Tiere an der Tränke gut versteckt beobachten konnte. Es hatte dort sogar alle möglichen Informationen über individuelle Elefanten, die offenbat die Wasserstelle benutzen und die ein Zoologe systematisch beobachtet hatte. Allerdings hat es jetzt kurz nach dem Ende der Regenzeit noch genügend fliessende Gewässer so dass der Andrang nicht allzu gross war. Während wir auf den Sonnenuntergang warteten, kamen immerhin massenweise Zebras zur Tränke, was auch ganz malerisch aussah.

Wie immer wurde das Camp für zwei Tage beibehalten. Am nächsten Tag organisierten Laszlo und Elisabeth von diesem Lager aus morgens und abends Wildbeobachtungsritte. Wir ritten gemütlich durch die Savanne und freuten uns an den Impalas, Zebras, Waterbucks und einem einsamen Gnu. Daneben die grossen Vögel: Ibisse, Secretary birds und Hammerheads.



Zebras an der
abendlichen
Tränke

Laszlo und Elisabeth sind geduldige Wildbeobachter und alles andere als draufgängerisch. Man nimmt sich Zeit um die Tiere so wenig wie möglich zu stören und keines wird zu spektakulären Aktionen provoziert. Auch das Wohl der Pferde liegt ihnen mehr am Herzen als ich es sonst erlebt habe, auch wenn das, wie oben schon erwähnt, bei Sattelung und Zäumung etwas merkwürdige Blüten trieb. Den rücksichtsvollen Umgang mit den Tieren, wild oder zahm, versuchen sie auch ihren Gästen ganz ohne Betulichkeit zu vermitteln. Das Zeltcamp erwies sich als recht bequem, aber nicht luxuriös und die freundliche und effiziente einheimische Köchin produziert zusammen mit ihrer Helferin vorzügliches Essen. Die ganze Organisation kommt mit viel weniger Personal aus als andere Safaris. Ausser den beiden Leuten in der Küche hat es in der Begleitmannschaft nur noch drei oder vier professionelle einheimische Helfer als Pferdebetreuer und Fahrer. Dafür haben die drei Volontärinnen recht viel zu tun.



Eine grüne Meerkatze beobachtet
unseren Aufbruch

Am Abend gab es noch einen der beliebten Night Game Drives, den zwei Ranger des Wildschutzgebietes, durch das wir reiten, durchführten. Gegen die Kälte warm eingepackt musste ich zwar etwas gegen den Schlaf kämpfen. Trotzdem sahen wir mehr kleine Nachttiere als auf den Fahrten in Kenia mit den durchgedrehten argentinischen Schwestern: Bushbabies, Dik-diks (Zwergantilopen), Wallabys, Afrikanische Wildkatzen und natürlich auch die unvermeidlichen Springhasen.

Am nächsten Tag wurde das Camp verlegt und wir ritten am Morgen ungefähr vier Stunden zu dem neuen Lagerplatz. Die Entfernung war eigentlich gar nicht so gross, aber wir benutzten auch keineswegs die direkte Route, sondern versuchten abseits des Weges unbemerkt dicht an eine Gruppe von weidenden Elefanten heranzukommen.



Elefantengruppe mit deutlichen Desinteresse an Reitern



Jetzt ziehen sie weiter

Elefanten orientieren sich ja vor allem durch Gehör und Geruch, weniger durch den Gesichtssinn. Sie liessen sich durch uns auch tatsächlich lange nicht stören. Als sich allerdings die andere Gruppe mit den etwas langsameren Reitern in einiger Entfernung von uns postierte, fingen die Pferde plötzlich an sich laut gegenseitig zuzuwiehern. Zu meiner Überraschung lies das die Elefanten allerdings auch ziemlich kalt. Erst als zwei Masaijungen ihre Schafherde ziemlich dicht an ihnen vorbeitrieben setzten sie sich in Bewegung und gaben der Schafherde eine andere Richtung. Die beiden Hütebuben liessen das geschehen und hielten sich lieber in sicherem Abstand.



Mittagspause an einem Bach

Das neue Lager, unter riesigen Schirmakazien eingerichtet, fand sich inmitten einer richtigen afrikanische Bilderbuchlandschaft.



Unser Mess-Zelt unter einer Akazie

Am Nachmittag starteten wir gemeinsam um zu Fuss einen markanten bewaldeten Hügel direkt hinter unserem Camp zu besteigen, von dem aus uns eine besonders grossartige Aussicht auf den Kilimanjaro zu bewundern sein sollte. Die ganze Gegend ist charakterisiert durch solche grösseren und kleineren kegelförmigen Hügel vulkanischen Ursprungs aus der Zeit als der Kilimanjaro noch aktiv war. Nach etwas mehr als dem halben Aufstieg stiessen wir auf ein Versteck in dem Wilderer unter Zweigen verborgen eine schon zerlegte Elen Antilope fertig zum Abtransport deponiert hatten, die offensichtlich in eine der ausgelegten Schlingen geraten war.



Gewilderte Antilope

Elisabeth war sich auf Grund einer noch sichtbaren alten Verletzung ziemlich sicher, dass es sich um eines der von Hand aufgezogenen und wieder ausgewilderten Tiere handelte. Nach einigem herumtelefonieren wurden Ranger aufgeboten, die eigentlich dieses private Wildschutzgebiet überwachen sollten. Die Ranger kamen mit ungefähr zehn Mann und während sie noch herumstanden fanden wir im näheren Umkreis noch eine ganze Reihe weiterer vorbereiteter Schlingen, die von den Rangern abmontiert wurden. Bei Elisabeth und Lazlo bestand der Verdacht, dass die Wilderer Informationen über unsere Ankunft möglicherweise sogar von Rangern erhalten hatten. Wir waren nämlich irrtümlicherweise erst für den nächsten Tag erwartet worden und es wurde als äusserst unwahrscheinlich angesehen, dass die Wilderer aktiv geworden waren, ohne sich vorher über den Standort unserer Safari zu informieren. Das Vertrauen in die Loyalität der Ranger, die von dem privaten Landbesitzer angestellt waren, schien allgemein nicht sehr hoch zu sein. Die Schlingen waren sehr systematisch auf Wildwechselln gelegt und hatten einen recht erheblichen Arbeitsaufwand erfordert. Offenbar lohnt sich aber diese illegale Tätigkeit besser als ein regulärer Job.

Nach all der Aufregung und bei schon einbrechender Dämmerung gelangten wir nur auf die Schulter unseres Hügels mit einem etwas weniger spektakulären Blick auf den Kilimanjaro. Auf dem Rückweg trafen wir wieder auf die Rangerexpedition und zeigten ihnen alle die zusätzlichen Fallen, die wir unterwegs noch entdeckt hatten. Übermässig begeistert schienen sie von unser Aktivität nicht. Offenbar hätten sie viel lieber in ihrem Postenhaus gesessen als hier auf Patrouille zu gehen und Wilderer abzuschrecken. Wenn sie sich auch nur ein bisschen

bemüht hätten wären ihnen die Schlingen auch selber aufgefallen. Aber das Suchen überliessen sie grosszügig uns blöden Touristen.



Blick vom
,Wilderer Hügel' in
die Steppe

Zum Dinner bekamen wir Besuch von von zwei niedlichen mausartigen Tieren, mit langen Schnauzen und sehr grossen Augen, die eine Ähnlichkeit mit Siebenschläfern besaßen, vielleicht Gerbils (Wüstenmäuse), die die heruntergefallenen Essensreste recht possierlich verspeisten.



Die Symbiose
zwischen
Akzien und
Ameisen, die
die schwarzen
Aufreibungen
an den Dornen
bewohnen

Von Lazlo lernte ich die faszinierende Geschichte der Symbiose zwischen Ameisen und Akazien. Ich hatte mich schon immer gewundert, warum bei vielen der Akazien kirschkirschpflaumengrosse Gallen an der Basis vieler Dornen sitzen. Das sind die Wohnungen einer bestimmten Sorte von Ameisen (*crematogaster mimosae*), die sofort angriffslustig herausgestürmt kommen sobald man an dem betreffenden Ast rüttelt. Auf diese Weise verteidigen sie ihren Wirt gegen Fressfeinde wie Giraffen oder Antilopen, aber auch gegen andere Insekten, die die Akazienblätter abweiden. Auf der anderen Seite sezernieren die Akazien aus bestimmten Drüsenzellen eine Art Nektar von dem sich die Ameisen ernähren und sie bilden die Hohlräume an der Stachelbasis in dem die Ameisen und ihre Brut Schutz finden. Wieder zuhause las ich etwas später im ‚Science‘ einen Artikel der nachwies, dass Akazien weniger Nektar produzieren, sobald ihre Fressfeinde verschwinden resp. durch einen Zaun permanent abgehalten werden. Das führt zu einer Abnahme der *C. mimosae* Population, die ersetzt wird durch eine Population einer anderen Ameisenart (*C. sjostedti*). Die wohnen allerdings nicht in den Gallen, sondern in den Gängen holzbohrender Insekten und locken solche Holzkäfer sogar an. Die Gesundheit und Vitalität von Savannen-Akazien ist deshalb besser wenn sie sich gegen weidende Wildtiere wehren müssen, als wenn sie in einem geschützten Areal stehen.

Etwas weniger attraktiv war die Tatsache, dass unser schöner Lagerplatz eine enorme Dichte an Zecken aufwies. Diese afrikanischen Zecken waren sehr viel beweglicher und auch bunter gezeichnet als ihre europäischen Verwandten und setzen sich fest wo immer sie auf ungeschützte Haut trafen. Obwohl ich Hosen und Gamaschen mit Insektizid eingesprayed hatte, fanden sie irgendwie ihren Weg. Die letzten nahm ich ungewollt mit bis nach Bern. Leider übertragen auch afrikanische Zecken Infektionen, wenn auch keine Borreliose, sondern die sog. ‚afrikanische Zeckenkrankheit‘, eine harmlosere Variante des Fleckfiebers (Rickettiose). Praktischerweise dauert die Inkubationszeit allerdings 10 oder mehr Tage und deswegen merkte ich erst zuhause, dass ich mich angesteckt hatte.



Wildebeest (Gnus)

Vom gleichen Lager aus unternahmen wir auch wieder Wildbeobachtungsritte, bei denen es nicht um das Zurücklegen grosser Distanzen ging, sondern um das Aufspüren von Wildtieren. Mit einem gewissen sportlichen Ehrgeiz versuchten wir dann jeweils uns so nahe wie möglich heranzupirschen. Die Fluchtdistanzen der einzelnen Arten sind recht unterschiedlich, aber wie in Kenia reagieren fast alle empfindlicher auf unsere Pferde als auf ein Motorfahrzeug. Wir trafen vor allem auf verschiedene Gruppen von Gnus, die mit Zebras zusammen weideten. Sie waren aber fast noch nervöser als die Zebras und galoppierten in ihrer komischen Art davon, bevor man ein vernünftiges Photo schiessen konnte. Wir galoppierten ein Stück mit ihnen

zusammen und stiessen dabei auf eine grössere Herde der gleichen Art, die ein wenig weniger ängstlich waren. Auf dem Rückweg trafen wir noch auf einen einzelnen Elefanten mit allen Zeichen der ‚must‘ (Brunft), der deswegen nicht näher besichtigt werden konnte. Solche Bullen sind offenbar oft besonders aggressiv. Die Dichte der Wildtiere ist hier insgesamt allerdings viel geringer als in der Masai Mara und nicht immer hatten wir bei unseren Ritten Glück. Am Nachmittag des gleichen Tages streiften wir stundenlang durch die schönste Steppe, ohne auch nur einem einzigen grösseren Tier zu begegnen. Wir konnten uns nur mit dem prachtvollen Sonnenuntergang trösten.



Sonnenuntergang zwischen Schirmakazien

Der nächste Tag war auch zugleich der letzte Safaritag und wir verliessen unseren romantischen Lagerplatz samt den etwas weniger romantischen Zecken mit leiser Wehmut. Ellen und ich hatten das Privileg zusammen mit Laszlo einen weiten Ritt bis zurück zu dem Ort zu machen, an dem die Pferde wieder in den Transporter geladen werden konnten. Wir ritten durch eine landschaftlich wunderschöne Savanne im Slalom um dornige Akazienbüsche. Lazlos Pferd hatte einen enormen Mitteltrab, so dass wir beiden anderen kaum im Galopp hinterher kamen. Nach dem Überqueren eines Flusses erreichten wir dann das Weidegebiet der Masai. Das sah hier allerdings wegen der extremen Überweidung auch schon jetzt am Anfang der Trockenzeit schon fast aus wie Wüste. Es hat überall Vieherden aber mir blieb gänzlich unklar was die armen mageren Tiere eigentlich fressen sollten. Etwas weiter nach Osten zum Kilimanjaro zu beginnt fast übergangslos das Farmland, sodass es an der Grenze leicht zu Konflikten kommt. Laszlo schilderte uns unterwegs das Schicksal fast jeder einzelnen Farm, an der wir vorbeikamen. Nicht wenige Pächter von Farmen hatten aufgegeben oder aufgeben müssen z. T auch wegen der ständigen Konflikte mit den Masai. Diese Farmen fielen zurück an die Kooperativen, lokale Dörfer und ehemalige Farmarbeiter, die aber nur noch wenig Land über den eigenen Bedarf hinaus bestellten. Vieles war deshalb jetzt Brachland. Die Kleinbauern mussten meist ganz ohne Maschinen auskommen und legten daher auch keine Monokulturen an, sondern pflanzten verschiedene Feldfrüchte durcheinander an. Zwischen den Maisstauden wuchsen meistens noch Bohnen. Ebenso gediehen Bohnen zwischen den halbverwilderten

Kaffeesträuchern. Die Einheimischen haben offenbar eine komplett andere Einstellung zur Lebensplanung. Sie leben fast völlig in der Gegenwart, vorausschauende Planung, Gewinnmaximierung oder Anbau von Feldfrüchten über den eigenen Bedarf hinaus, nur für den Verkauf, kommt nur wenigen in den Sinn. Auch der enorme Kinderreichtum wirkt unter diesen Voraussetzungen etwas erschreckend. Was soll aus denen werden, wenn sie erwachsen sind und was kann Entwicklungshilfe in einer Bevölkerung bewirken, die ihre eigenen Ressourcen so wenig ausschöpft und sich lieber auf Hilfe von aussen verlässt, von reichen Verwandten oder den Weissen? Selbstgenügsamkeit hat sicher Vorteile, aber wenn sie gar zu ausgeprägt ist, wird auch die nötigste Entwicklung blockiert. Das gilt im Prinzip auch für die Masai, die immer noch wirtschaften als sei Weideland unbeschränkt verfügbar. Sie sind jedenfalls weit davon entfernt, ihre begrenzten Flächen einigermaßen rationell zu bewirtschaften und vielleicht ihre Herden den vorhandenen Ressourcen anzupassen.

Auf den Feldern begegneten uns zwei der eindrucksvollen Riesentrappen, den grössten noch flugfähigen Vögeln. Zum Schluss mussten wir noch ein gutes Stück durch Urwald, bevor wir auf die Pferdetransporter trafen, in den unsere braven Safaripferde verladen und nach Makoa zurückgefahren wurden. Erst nach Einbruch der Dunkelheit, wenn auch bei hellem Mondschein erreichen wir die Farm und genossen den Komfort nicht rationierter heisser Duschen und eines vorzüglichen Dinners. Deborah, unsere verhinderte Mitreiterin war schon vor drei Tagen zurückgekehrt und hatte sich als einziger Gast auf der Farm voll aufs Erholen konzentrieren können. Sie war jedenfalls enorm gesprächig und holte alles das nach, was sie uns in den letzten drei Tagen nicht hatte sagen können. Sie hatte diese Reise anscheinend als eine Art Gedenkveranstaltung für Ihren Vater unternommen, der sein ganzes Leben einmal nach Afrika hatte reisen wollen, aber diesen Traum nie wahr machen konnte.



Die kompetente Makoa-Mannschaft, nur Elisabeth fehlt.

Vor der Heimreise blieb uns noch ein Erholungstag auf Makoa. Ich wohnte dort in einem kleinen eigenen Haus, ursprünglich als Trocknungsraum für Papayas gebaut, aber jetzt liebevoll in eine komfortable Ferienwohnung umgebaut. Die künstlerisch begabte Volontärin hatte auf die Wand über die Eingangstür einen Leoparden gezaubert, der perfekt zum Stil des Hauses passte. Erst jetzt bot sich eine Gelegenheit etwas mehr von der Farm und ihrer schönen Umgebung, einschliesslich des benachbarten Dorfes in Augenschein zu nehmen. Am Morgen suchten wir unter der Führung eines jungen Einheimischen eine sehr romantische Fledermaushöhle tief unten an einem der beiden Flüsse auf, die den Berrücken mit der Farm einschliessen. Unser Führer gehörte zu einer Gruppe von besonders aufgeweckten Schülern, die von Makao gesponsert werden, damit sie bei Bewährung eine weiterführende Ausbildung machen können. Er wirkte zwar etwas schüchtern, sprach aber jedenfalls schon ganz ordentlich englisch. Die Fledermäuse selber gehörten zu den ‚fruit bats‘, die nachtsüber auf Futtersuche in den Fruchtbäumen sind und tagsüber in der Höhle schlafen. Damit sie ungestört blieben, konnten wir nur durch den direkt am Wasser liegenden Eingang in die Höhle späen und dort sah man sie im Halbdunkel dicht an dicht hängen. Der ganze Raum war erfüllt von ihrem charakteristischen Gezwitscher, das ich schon aus Botswana kannte. Nur wenige, offenbar noch platzsuchende, flatterten herum. Der Tag war heiss wie schon lange nicht mehr und bei der Rückkehr aus dem schattigen Flusstal gerieten wir rasch ins Schwitzen.



Blick von der hochgelegenen Makoa Farm auf die Ebene von Arusha und Moshi

Aber auch die Farm selbst bot schon eine ganze Reihe von Attraktionen. Die von Laszlo und Elisabeth gesund gepflegten Wildtiere verwandelten das Gelände beinahe in einer Art Arche Noah. Auf dem Hof stolzieren sehr selbstbewusst zwei grosse Marabus, die aber auch lange unbeweglich verweilen können und dann aussehen wie Vogeldenkmäler.



Die beiden Marabus auf Makoa



Ein ‚banded
Mongoose‘

In einem grossen Gehege wohnen zwei ‚banded Mongoose‘, marderartige Tiere, die in Erdhöhlen leben. Normalerweise sieht man sie fast nie, aber hier waren sie ausserordentlich zutraulich und untersuchten mit grossem Interesse unsere Fotoapparate. Am Nachmittag hatten Ellen und ich noch Gelegenheit zu einem ausgedehnten Ritt in einem grossen Bogen um die Kaffeepflanzung. Die grosse Kaffeepflanzung war leider in keinem guten Zustand. Offenbar hatte man sie zeitweise an einen Nachbarn verpachtet, der sich aber zu wenig darum kümmerte

und auch die Bewässerung vernachlässigt hatte. Jetzt waren viele Büsche halb vertrocknet und man musste mühsam alles wieder in Schuss bringen. Dort wo die Pflanzung aufhörte, oberhalb des Zusammenflusses der beiden begrenzenden Gewässer, lag eine etwas verbuschte Grassfläche, auf der die fast dreissig Pferde eine ausgedehnte Weide vorfanden. Für den Rundritt um das Gelände brauchten wir trotz Trab- und Galoppeinlagen mehr als eine Stunde. Als wir zurückkamen war Deborah, die rührende Amerikanerin schon zum Flughafen aufgebrochen und wir konnten uns noch nicht einmal gebührend verabschieden.



Mein Haus auf Makoa

Vor dem Abflug am Nachmittag des nächsten Tages, einem Sonntag, gab es noch Gelegenheit das benachbarte Dorf zu besuchen zu dem die Farm gehörte. Wieder geführt von dem jungen Mann, der uns zur Fledermaushöhle begleitet hatte, wanderten wir durch die zwischen Bananenstauden, Mais, Bohnen und Gemüsepflanzungen verstreuten Häuser. Wir wurden freundlich in einige Hütten eingelassen. Die kleinen Höfe, in denen als Haustiere allerhöchstens Ziegen oder Schweine gehalten wurden, zeugten von enormer anspruchslosigkeit der Bewohner.



Im Dorf bei Makoa

Soweit man sehen konnte waren allerdings alle Häuser gut in Ordnung gehalten und viel besser im Schuss als die verfallenen Hütten der ehemaligen Plantagenarbeiter, an denen wir während unserer Safari vorbeigekommen waren. Viele Bewässerungsgräben durchziehen das Dorf und alles Land macht einen überaus fruchtbaren Eindruck. In einem der Höfe trafen wir den ‚Gärtner‘ der Makoa Farm, einen sehr sympatisch und tüchtig wirkenden Mann, der nicht nur alles mögliche über Heilpflanzen zu erzählen wusste, sondern auch hatte überzeugt werden können einen grossen Gemüsegarten anzulegen, dessen Erträge die Farm abnahm, um ihre Gäste zu versorgen. Sein Garten quoll über von allen möglichen prächtig gedeihenden Gemüsen, die sonst niemand anbaut und für die die Farm den Samen besorgt hatte. Dieser ungewöhnliche Geschäftserfolg erschien aber nicht besonders ansteckend. Offenbar fühlte sich kaum jemand motiviert mehr als seinen Eigenbedarf zu produzieren, oder auch nur eine andere als die drei traditionellen Gemüsesorten zu ausprobieren. Mitten im Dorf war der Grundriss für eine weitere grosse Kirche abgesteckt, deren Bau irgend eine obskure amerikanische Glaubensgemeinschaft finanzieren wollte. Jetzt um die Mittagszeit kamen viele Leute in Festtagskleidern aus der Kirche. Der Gottesdienst dauert oft den ganzen Vormittag und schliesst oft auch noch eine kleine Versteigerung ein, an der Naturalien, die für die Kollekte gespendet worden waren, unters Volk gebracht werden.

Am Nachmittag blieb mir nur noch der Abschied von all den besorgten und herzlichen Leuten auf Makoa und die Fahrt mit Lazlo zum Kilimanjaro-Flughafen. Precision Air machte ihrem Namen wirklich Ehre und flog mich ganz unafrikanisch auf die Minute pünktlich nach Nairobi. Von dort startete meine Maschine am späten Abend zum Rückflug nach Europa.

Ende